

Sigrid Thielking (Hannover)

## Amerika, Preußen und das legendär Lugubre

Vormärz- und Nachmärz-Spuren im Poetischen Realismus  
am Beispiel von Theodor Fontanes Roman *Quitt*

Für Jochen Vogt zum 27. Mai 2018

### 1. Willkommenskultur einer neuamerikanischen „happy family“

In dem im folgenden Beitrag verhandelten Roman steht ein lugubres, d. h. düsteres Verbrechen, das im Herkunftsland der preußischen Provinz Schlesiens begangen wurde und über den Ozean fortwirkt, jedoch erst im fernen Amerika der Auswanderer zum Anlass einer möglichen Sühnung bzw. einer Verunsicherung und andauernden Reflexion genommen wird. Der Spagat zwischen Herkunft und Zukunft führt zur intensiven Auseinandersetzung mit der schaurigen Erinnerung, den spukhaften Projektionen, etwa beider Berglandschaften, und zu einem Nachdenken über Isolation und Einsamkeit in der Fremde zwischen Melancholie und Entschlossenheit. Der Beitrag will neben einer Auseinandersetzung mit einem legendären Krimiplot auch die ineinander verflochtenen Bezüge des latenten Umgangs mit dem Erbe der Achtundvierziger und dem Weiterleben noch im späten Poetischen Realismus berühren, die sich als Spuren und in ähnlicher Weise bis hin zu Beispielen in Fontanes biographischem Umfeld der Revolutionszeit zurückverweisen lassen.

Über den in Amerika angesiedelten Teil dieses Romans *Quitt*<sup>1</sup> bekannte Theodor Fontane: „Eine Finesse lag für mich beispielsweise darin, daß ich das Menonitenhaus in Nogat-Ehre wirklich im Stil von ‚A happy family‘ behandelte, d. h. Feindliches, diametral Entgegengesetztes *friedlich* daselbst zusammenführte.“<sup>2</sup> Jenes hier erwähnte neuamerikanische Utopia ist eine Musterfarm, die, obzwar in der amerikanischen Provinz gelegen, doch

---

1 Theodor Fontane: *Quitt*. In: Christina Brieger (Hrsg.): Große Brandenburger Ausgabe. Das erzählerische Werk. Bd. 12, Berlin: Aufbau 1999, nachfolgend zit. mit der Sigle Q und der Seitenzahl.

2 Fontanes Brief an Georg Friedlaender vom 2.5.1890. In: Theodor Fontane: Briefe an Georg Friedlaender. Hrsg. von Walter Hettche, Frankfurt a. M./Leipzig: Insel 1994, S. 174.

verheißungsvoll mit ihrer dort gelebten transparenten Hierarchie und einem nicht bedrängenden Ordnungssinn ist, der auf demokratischen Werten wie Achtsamkeit, Vielfalt und Freiheit beruht.

Der Roman wurde im Sommer 1886 niedergeschrieben, erschien allerdings erst 1890 in Buchform und wurde zuvor in elf Nummern der *Gartenlaube* abgedruckt. Der erste, in der schlesischen Koppengebirgslandschaft angesiedelte Part zeigt vor allem die Enge und Beschränkung, in der der Protagonist Lehnert Menz lebt. Sein örtlicher Kontrahent ist der ränkesüchtige Förster Opitz, der aus einer engen Auslegung seines preußischen Obrigkeitsverständnisses heraus den jungen Lehnert auf Schritt und Tritt missgünstig beäugt und ihm sogar die früh erworbenen soldatischen Meriten verdirbt, denn Lehnert hatte, wie es anderen zum Vorteil ausschlug, auch bei jenen legendären „Görlitzern gedient und den Schneid und Pli dieser erlesenen Truppe weggekriegt“ (Q 49), aber im Dorf nicht die gebührende Anerkennung gefunden. Desungeachtet bleiben Lehnerts soziale Perspektiven seiner geringen Herkunft und seines aufbrausenden Charakters wegen so begrenzt wie nachteilig. Er tut sich in forscher Wilddieberei hervor, ansonsten dienen ihm Abenteuerbücher zum eskapistischen Zeitvertreib: Dann nahm er „einen Blaker und das Amerika-Buch und stieg in seine Giebelkammer hinauf. Oben aber schob er einen Stuhl an sein Bett. Und eh er das Licht auslöschte, sah er noch einmal auf den Titel des Buchs. Der lautete: ‚Die Neue Welt oder *Wo liegt das Glück?*‘“ (Q 47). Darin lag eine Anspielung auf den eben, 1885, erschienenen Amerikaband von Fontanes Schriftstellerkollegen Paul Lindau.<sup>3</sup> Lehnerts Glückssuche paart sich stolz mit dem ungestümen Bekenntnis, „[i]ch habe nie am Gelde gehangen und will nur frei sein“. (Q 144) Dieses Freiheitsbegehren speist sich aus heimischer Unzulänglichkeit und grundiert die Handlungsatmosphäre des ersten Romanteils, in dem an vielen Stellen ein persönliches Postulat der Freiheit betont wird, worin ein fortwirkendes Ideal der 1848er in der Nachfolgegeneration aufgehoben ist.

Was die Erwartung an die Auswanderung anbelangt, so hat Fontanes Werk im Gegenteil im weiteren Verlauf gerade nicht die üblichen Träume vom schnellen Reichtum drüben in Amerika bedient bzw. die großspurigen, überzogenen Abenteuererwartungen nicht weiter ausgestaltet; zugleich ist es jedoch auch keine Desillusionierungsgeschichte geworden. Vielmehr bleibt auffällig, dass Fontanes Roman diese populären stereotypen

---

3 Paul Lindau: Aus der Neuen Welt. Briefe aus dem Osten und Westen der Vereinigten Staaten, Berlin: Salomon 1885.

Darstellungsweisen geradezu vermieden hat, Goldgräberlegenden nur antippt oder aber sie allenfalls in ernüchternder Rückschau kurz erwähnt. Zwar wird im Roman Lehnerts anfänglich wirtschaftliche Fortune der ersten Jahre auf dem neuen Kontinent nicht verschwiegen, jedoch zeigt sich der Betroffene rasch und unpräventiös eines Schlechteren belehrt; sein rascher Aufstieg und jäher Bankrott werden weder hinterfragt noch verklärt. In einer Szene, in der einschlägige Erzählungen Bret Hartes heranzuziehen vom Kollektiv in Nogat-Ehre als gemeinsame Lektüre erwogen werden, verweigert und verurteilt gerade er die in der populären Literatur gern glorifizierte Sicht auf die kalifornischen Erfahrungen in den Diggings. (Q 213f.) Anstatt noch über den Pazifik weiter nach Westen, über Portland nach Schanghai zu ziehen, kommt er – sei es nun per Bestimmung oder Zufall, das lässt der Roman in der Schwebe bzw. spielt an mehreren Stellen mit diesen Optionen – zu den Mennoniten, die nahe der Station Darlington auf dem erwähnten Mustergut einträchtig zusammenleben. Hier bevorzugt er, angeregt durch die dortige Lektüreauswahl, weitaus lieber Pestalozzis aufklärerische Erbauungsschrift des späten 18. Jahrhunderts, „Gertrud und Lienhardt“ (Q 213), wie im Roman ungenau betitelt<sup>4</sup>, in der wohlthuend „der republikanische Geist [...] dieser herrlichen alten Schweizergeschichte“ (Q 216) wehe. Für die Einführung in dieses neue Zuhause lässt sich der Erzähler viel Zeit, ausgiebig werden die Anlage von Farmhäusern und das kirchliche Tabernakel geschildert. Dabei wird unterstrichen, wie viele Einflüsse aus heimatlichen deutschen Landen mit den Einwanderern bereits nach Amerika transferiert wurden. Das zeigt sich bei Lehnerts Anreise in dessen erstem Eindruck von den hier wiedererkennbar prägenden deutschen Ursprüngen speziell der anheimelnden Atmosphäre der mennonitischen Gehöfte. Der alttestamentarisch anmutende Obadja Hornbostel ist dort als Oberprediger und Patriarch der Mennoniten eine Leitfigur in der weiten Fremde Amerikas. Das funktionierende Zusammenleben vieler verschiedener Mitglieder und Missionsschüler dort gilt Lehnert als eine Art Probe und Wink des Schicksals, und es lässt in ihm den Entschluss reifen, sich hier dauerhaft niederzulassen und um Ruth, die Tochter des Hauses, zu werben. Der Toleranz übende Hornbostel nimmt den versprengten Lehnert ohne viel Federlesens und lästiges Nachfragen auf und überträgt ihm sogleich Verantwortung. Lehnert überzeugt im Gegenzug Hornbostels Hauspolitik und erfährt, dass dieser es möge, „wenn man

---

4 Der Titel des vierbändigen Werkes von Johann Heinrich Pestalozzi lautet: Lienhardt und Gertrud: Ein Buch für das Volk, Zürich: Schultheß 1881-1887.

frei spricht und eine Meinung hat. Aber eine Form muß es haben, darauf hält er.“ (Q 145)

Als Autor hatte Fontane ein Faible für jede Art von Doppelsichtigkeit, stets betonte er die komplementären Sichtweisen von Avers und Revers.<sup>5</sup> So charakterisiert er in einer späten Erinnerungsschrift 1898 etwa den ihm aus den Revolutionstagen von 1848 bekannten Berliner Tierarzt Friedrich Ludwig Urban (1806-1879), der als Anhänger der sogenannten ‚Lichtfreunde‘ nach 1849 in Berlin eine urchristliche Sekte gründete<sup>6</sup>, als einen „schönen Manne, von dem man nur, seinem Aussehn nach, nicht recht wußte, ob man ihn mehr in die böhmischen Wälder oder mehr nach Utah hin verlegen sollte“.<sup>7</sup> Einiges von solcher Ambivalenz scheint auch mit in das schillernde Personal der neuamerikanischen mennonitischen Gemeinde unter Hornbostels Ägide eingeflossen zu sein. Es ist bekannt, dass Fontane mit der Hilfe seines Sohnes Friedrich über den Mennonitenprediger H. G. Mannhardt, Begründer und Herausgeber der *Mennonitischen Blätter* in Danzig, recherchierte. So bat er seinen Sohn brieflich um Unterstützung bei der sich schwierig gestaltenden Materiallage:

Könntest Du nicht in *Dirschau* bei der dortigen besten Buchhandlung anfragen, ob sie wohl Menoniten-Litteratur hätten, d. h. also, Bücher und Büchelchen, die teils den in der Weichselniederung lebenden Menoniten-Gemeinden *konfessionell* dienen (Katechismus, Gesangbuch etc.), teils das gesamte Menonitentum, auch das nach Amerika hin verpflanzte, sozial, topographisch und historisch behandeln. An umfangreichen Werken liegt mir nicht; am meisten würden meinen Zwecken sogenannte ‚*Missions-Berichte*‘ dienen [...]. Ich denke mir, daß auch die *Menoniten* (speziell die amerikanischen, an denen mir vorzugsweise liegt) mit solchen Berichten nicht zurückbleiben werden.<sup>8</sup>

Die Forschung hat mehrfach versucht, die mennonitischen Quellen von Fontanes Roman ausfindig zu machen, mit akribischer Verve hat das Andreas

5 Vgl. Sigrid Thielking: Sieh her, und bleibe deiner Sinne Meister! ‚Pomona in Preußen‘ zwischen Taumel und Disziplin. In: Die Gartenkunst 21 (2009), H. 1, S. 30f.

6 Theodor Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches. In: Gabriele Radecke/Heinrich Detering (Hrsg.): Große Brandenburger Ausgabe. Das Autobiographische Werk. Bd. 3, Berlin: Aufbau 2014, hier Anhang, S. 948.

7 Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig (wie Anm. 6), Bd. 3, S. 399.

8 Fontanes Brief an Friedrich Fontane vom 21.7.1885. In: Fontane: Quitt (wie Anm. 1), Anhang, S. 304.

J. F. Zieglschmid bereits 1942 getan; er fand zudem – fast im Sinne eines Schlüsselromans – die Reihe der von Fontane im Roman angeführten Namen von Personen als authentisch bestätigt.<sup>9</sup> In jüngster Zeit hat Barbara A. Thiesen allgemeiner zu zeitgenössischen Hintergründen des Missionswerks der amerikanischen Mennoniten in der Gegend ausführlichere Angaben gemacht.<sup>10</sup> Der oberste Mennonit lebt imponierend ein altväterlich gerechtes und dennoch liberales Regime vor. Der frühe Fontane-Forscher Zieglschmid liest Hornbostels Namen als ein Anagramm zu einem der führenden Mennoniten der Zeit.<sup>11</sup> Seine praktizierte Toleranz und ein hochgehaltenes Freiheitsethos gelten ihm als unabdingbare Lebensformen und Maximen, die Erinnerungen an den Freiheitsduktus von 1848 wachrufen. Aber im Rigorismus einzelner Spiegelungsfiguren, wie etwa in dem sperrigen Ehepaar Kaulbars, hallen auch deutlich Töne der Unterdrückung und Deprivation seitens Preußens bis ins Land des Neuanfangs wider. Es hat den Anschein, als seien die vormaligen Ideale, die nach den Revolutionen 1848/49 im restaurativen Europa stecken geblieben waren, nun gerade hier, fernab von Preußen, im Kleinen eher zu Hause, als es im überstürzt verlassenen preußischen Heimatwinkel Schlesiens der Fall war.

Das Verhältnis des Altmeisters Obadja zu seinem Novizen Lehnert nimmt zeitweilig den Charakter einer substituierten Vater-Sohn-Beziehung an. Es ist diese familiäre Doppelkonstellation von Herausfordern und Aufgehoben-Sein, die als eine Schlüsselkonfiguration bis über die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinaus betrachtet werden muss und die gerade in der literarischen Generationenmodellierung auch im Rekurs auf die Forty-Eighthers wirksam bleibt. Man denke beispielsweise an den strukturell wichtigen Generationenbezug, der in der Spannung zwischen den beiden fiktiven Figuren des alten Buck und des jungen Buck noch in Heinrich Manns Roman *Der Untertan* (1916) gipfeln wird und der damit über eine zeitlich weite

9 Vgl. Andreas J. F. Zieglschmid: Truth and Fiction and Mennonites in the second Part of Theodor Fontane's Novel *Quitt: The Indian Territory*. In: *The Mennonite Quarterly Review* 16 (1942), S. 223-246 passim.

10 Vgl. Barbara A. Thiesen: Every Beginning is Hard: Darlington Mennonite Mission, 1880-1902. In: *Mennonite Life* 61 (2006), H. 2, auch unter: <http://ml.bethelks.edu/issue/vol-61-no-2/article/every-beginning-is-hard-darlington-mennonite-missi/> (letzter Abruf: 17.4.2018), 24 Seiten. Der allgemeine Beitrag ist mit vielen zeitgenössischen Fotos versehen. Ich danke Gert Gröning, Universität der Künste Berlin, für den Hinweis.

11 Vgl. Zieglschmid: Truth and Fiction (wie Anm. 9), S. 236f.

Spanne hinweg bilanzierend noch immer eine intentionale Beziehung zu der im demokratischen Willen der Väter vorbildlichen, in der Umsetzung jedoch gescheiterten 1848er Zeit zurück zu knüpfen vermochte. In diesem Sinne könnte Heinrich Manns Teil einer Trilogie noch als letzter Roman des Poetischen Realismus aufgefasst werden.

In Fontanes semifiktiver amerikanischer Enklave herrschen der Common Sense und eine freiheitliche Gestimmtheit, sie basiert auf einer überzeugend vorgelebten Offenheit gegenüber jedem Anderssein; das bunte Zusammenleben wird zum Paradebeispiel einer erfolgreich zusammengewürfelten Diversität der aus unterschiedlichen Gründen nach Amerika Versprengten. Interessant ist, dass auch die Tür zurück nach Europa nicht ganz zugeschlagen wird. So wird an einer Stelle im Roman erwähnt, dass unter Hornbostels Nachkommen doch zwei seiner Söhne in die deutschen Lande zurückgekehrt seien und ihre Bekehrungsarbeit in Amerika aufgegeben hätten. Auch hierfür wird von dem Alten Verständnis signalisiert:

Und vielleicht haben sie recht getan. Denn die Freiheit, deren wir uns hier rühmen und freuen, ist ein zweischneidig Schwert, und die Despotie der Massen und das ewige Schwanken in dem, was gilt, erfüllt uns, sosehr ich die Freiheit liebe, mit einer Unruhe, die man da nicht kennt, wo stabile Gewalten zu Hause sind. (Q 156)

Gerade dieses Eingeständnis eines partiellen familiären Nichtgelingens macht jedoch Hornbostels Entscheidung für seine Mission umso glaubwürdiger, dennoch bleibt Hornbostel grundsätzlich ambivalent und ein Verfechter gewisser heimischer, dem Preußischen zugeschriebener praktischer Tugenden. Diese nimmt er gelassen in Kauf um des funktionierenden Ordnungssinns und der zupackenden Arbeitsamkeit willen und schätzt deshalb diese angeblichen Herkunftseigenarten, da er sie für den Zuzug nutzt, um den Erfolg seines Missionswerks weiter zu mehren.

War Lehnert zu Hause noch als ein anarchistischer Rebell gestartet und stellte er darin trotz seiner Untat eine sympathische Art des schlesischen Michael Kohlhaas dar; so weiß er klar zu differenzieren zwischen dem preußischen Drill und dem Kadavergehorsam seiner Jugendzeit und der intentionalen Einsetzung dieser Tugenden durch den alten Hornbostel. Dem moralischen Urteil des Letzteren unterstellt Lehnert sich sogleich bereitwillig, anders als es in Schlesien gegenüber dem opportunistischen Förster der Fall war, mit der Begründung, „[w]o Verstand befiehlt, ist der Gehorsam leicht.

Bloß der Befehl rein als Befehl, bloß hart und grausam, da kann ich nicht mit, das kann ich nicht aushalten.“ (Q 145)

## 2. Fontanes Kaleidoskop preußischer Figuren

Wegen der weit auseinanderliegenden Schauplätze nannte der Schriftsteller Wilhelm Heyse (1830-1914) *Quitt* ausdrücklich einen „westöstlichen Roman“. <sup>12</sup> Tatsächlich sind in beiden Teilen eine Reihe sowohl westlicher als auch östlicher Provokateure preußischer Provenienz vorhanden. Die wichtigsten dürften hier auf der einen Seite der in preußischen Diensten stehende Revierförster Opitz, dann als Pendant auf der anderen Seite der in Amerika lebende, in Wahrheit aber immer noch preußische Wesenszüge hochlobende Verwalter Martin Kaulbars und dessen Frau sein. Solitäre, aber gerade deshalb den Roman strukturell überspannende Stimmen aus dem Off nehmen die Plaudereien der Familie und Freunde des Berliner Rechnungsrates Espe ein. In diesem Sinne zeichnen sich in *Quitt* hüben wie drüben Figuren als preußische Provokateure durch ihre Haltung und die Anmaßung eines fragwürdigen Untertanengeistes aus, der, aus einem restaurativen und autoritätsgläubigen Preußentum gespeist, in den Jahrzehnten nach 1848 Auftrieb erhielt und sich ab 1871 in den beiden Wilhelminischen Kaiserreichen weithin etablieren konnte.

Der Förster Opitz ist ein schlechter Charakter und ein Leuteschinder, der den jungen Soldaten, Schreiner und Wilderer Lehnert Menz in allen Lebenslagen düpiert und gegen sich aufzubringen weiß, indem er ihn demütigt und kujoniert, bis Lehnert eines Tages die Gelegenheit zu tödlicher Rache nimmt, ihn anschießt und anschließend qualvoll sterben lässt. Dieses Delikt führt zur hastigen Flucht des Täters über den Ozean. Obgleich sich Lehnert des Totschlags und der unterlassenen Hilfeleistung schuldig gemacht hat, ist jedoch die Lesersympathie auf der Seite dieses jungen Heißsporns, dem, übel mitgespielt, teils Schiller'sche Züge eines ‚Verbrechers aus verlorener Ehre‘ zuschreibbar sind. Oder wie der zeitgenössische Rezensent Bruno Wille die beiden Opponenten prägnant charakterisierte:

Lehnert Menz, ein Gefühls-Anarchist, unklarer Freiheitsschwärmer, Wilddieb aus Geblüt, Feind der obrigkeitlichen Disciplin, eine jähzornige und

---

12 Fontane: *Quitt* (wie Anm. 1), Anhang, S. 326.

rachsüchtige, doch auch gerechte und heldenmüthige Natur mit einem Hang zum Mysticismus. Ihm gegenüber sein Erbfeind, der ehemalige Unteroffizier, Förster Opitz, der eitle, in seinem Ehrgeiz ränkevolle und in seiner Herrschsuchte harte Förster, ein echter ‚Vorgesetzter‘ [...].<sup>13</sup>

Insbesondere die von Opitz ausgehende Ungerechtigkeit und Drangsalierung ist der Stein des Anstoßes, denn er ist der Hauptagitator eines bornierten preußischen Obrigkeitdünkels. Er verachtet in Lehnert den jüngeren Kontrahenten, nicht allein aus beruflicher Sicht wegen dessen Wildddieberei, mehr jedoch noch wegen dessen schwärmerischer Anarchie und demokratischer Freiheitsliebe. Opitz' Credo ist reduktionistisch, eindimensional und selbstgerecht, wie er es seiner ebenfalls durch ihn unterdrückten Ehefrau darlegt:

Die Gesetze sind nicht dazu da, daß Hinz und Kunz mit ihnen umspringen. Das verloddert bloß. [...] Nein, die Welt geht nicht unter. Aber Ordre parieren geht unter, Ordre parieren, ohne das die Welt nicht gut sein kann. Und heut am wenigsten, wo jeder denkt, er sei Graf oder Herr und könne thun, was ihm beliebt, und sei kein Unterschied mehr. Das ist die verdammte neue Zeit, die das Maulhelden- und Schreibervolk gemacht hat, Kerle, die keinen Fuchs von einem Hasen unterscheiden können, trotzdem sie beides sind. [...] (Q 35)

Dementsprechend unterstellt er Lehnerts Amerikaplänen eitle Träumerei und Unwissenheit und sagt voraus, dieser habe

[...] keine Ahnung davon, daß sie da drüben noch ganz anders heran müssen als hier, sonst holt sie der Teufel erst recht und lacht sie mit ihrer ganzen Freiheit aus. Ich sage Dir, *hier* ist es am besten, hier, weil wir Ordnung haben und einen König und eine Armee und Bismarcken. Ich sage Dir, was die Richtigen sind da drüben, die lachen, wenn sie von Freiheit hören: denn die wissen am besten, daß nichts dahinter ist. Ich bin ein Mann in Amt und Dienst, und meinen Dienst thu' ich und wenn es mir ans Leben geht. (Q 35f.)

Eine ähnliche Gloriole legt im Amerika-Teil der propreußische Quartiermeister und Hausmeier um seine ehemalige Heimat. Die in Fontanes Romanen stets bedeutsame Nebenrolle vertritt hier jenes Preußen vermissende, eifernd

---

13 Bruno Wille: Theodor Fontanes „Quitt“. In: Freie Bühne für modernes Leben (1891), S. 142-144, hier S. 143.



übertüchtige Ehepaar, Martin und Rosalie Kaulbars, welches die hauswirtschaftlichen Dienste auf dem Vorwerk der Mennoniten-Station erfolgreich, aber mit Rechthaberei und Überheblichkeit ausführt. In einem ihrer erzieherischen Dialoge mit Lehnert wird klar, dass beide für die Organisation der Missionsstation nützlich sind, zugleich jedoch die angeblich preußischen Tugenden unter Beweis stellen und in Amerika weiter pflegen wollen. Zur Deutung ihres fragwürdigen Charakters hat Fontane selbst hervorgehoben, dass „[...] *Mister Kaulbars* und Frau, brave, klugschmusige, neunmalweise märkische Leute [seien], die in ihrem preußischen Sechs-Dreier-Hochmuth *alles* besser wissen.“<sup>14</sup> Dünkelhaftigkeit und „ein unendliches Von-oben-herab“ (Q 169) bestimmen ihr konserviertes, in Amerika erst recht hochgehaltenes, gleichsam nachknarrendes Preußentum. Entsprechend gering ist die Einschätzung, die Kaulbars von den Amerikanern selbst hat. Das wird im Gespräch mit Lehnert über Kaulbars' Lieblingsthema deutlich, wenn er ihre unkomplizierten Aufstiegsmöglichkeiten verspottet, ihnen respektlos eine desolante Ausrüstungslage in Kriegszeiten bescheinigt und jede Schlachtenbefähigung wegen mangelnder „Strammheit“ und „Propreté“ (Q 171) kurzerhand abspricht. Kaulbars ist der im Brustton der Überzeugung inferiore Demagoge, der sich wichtig nimmt und mit seinen harschen Urteilen nicht hinterm Berg hält:

[...] ja, Mister Lehnert, *das* war was, das kommt vons ‚Dienen‘ und Gehorchenkönnen und von der Strammheit und der Propreté, und wenn Sie die ganzen achtunddreißig ‚States‘ umstülpen und hier unser Indianterritory mit dazu und alle Mennoniten und den alten Obadja auch, *so* was fällt nich' raus und kann auch nich' rausfallen, weil's nich drin is, und weil alles Schwindel is... [...]. (Q 173)

Die geschwätzige Kolportage dieser Einlassung über das amerikanische Militär verzerrt Kaulbars' Fremdbeobachtung unter der alten xenophoben Scheuklappe seines Herkunftslandes und gerät, so apodiktisch vorgetragen, zur Selbstkarikatur und Bloßstellung der über den grünen Klee gelobten preußischen Schläue in Sachen Organisations- und Kriegskünste, umso mehr und heftiger als es das stramme militärische Funktionieren feiert, um,

---

<sup>14</sup> Fontanes Brief an Georg Friedlaender vom 2.5.1890. In: Fontane: Briefe Friedlaender (wie Anm. 2), S. 174.

im Gegenzug dazu, Amerika als hochfahrend, desorganisiert und kapitalistisch oberflächlich zu desavouieren:

Un' is gar ein bischen Krieg in der Luft [...], denn backen sie die Generäle und Obersten wie Semmeln. Und wer heute noch ein Advokat is oder ein Chemist oder ein Furnischer, der is morgen ein Oberst und nu geht das Schlachten-schlagen los, [...] eigentlich is es ja bloß ,ne Hasenjagd. Und denn marschieren sie los und singen Yankee-Doodle und thun, als ob sie wenigstens die Welt erobern wollten, und so lange sie die Schienen unter den Beinen haben, so lange geht es. Aber wenn nu das Marschieren anfängt und das erste Camp kommt oder das erste Bivouac, ja, du himmlischer Vater, da haben wir denn die Bescherung. Da is nichts da, da fehlt die Verpflegung, und das Gehunge geht los, und wenn sie vierzehn Tage lang im Modder gelegen und noch keinen Feind gesehen haben, dann fallen ihnen die Stiebel vom Leibe und keine Naht hält mehr, und wenn sie dann den Feind zu sehen kriegen, [...] dann platzen die Flinten oder gehen gar nicht los, weil das Pulver nichts taugt oder die Patrone nicht paßt. Und warum is es so? Weil es alles bloß Spielerei is und kein Ernst nich [...]. Und warum? Weil alles Geschäft is, und wo alles Geschäft is, is alles Schwindel. (Q 170f.)

### 3. Pionier- und Erfindergeist in Amerika – Lektionen eines französischen Kommunarden

Ein ausgesprochener Solitär ist in Nogat-Ehre der Assasine und Flüchtling Monsieur Camille L'Hermite. Dieser Freigeist ist nicht nur ein politisch versierter Kopf, durchschaut er doch ebenso rasch die auf dem jungen Schlesier lastende mörderische Vergangenheit, zugleich ist er Lehnerts Stachel im Fleische und Ansporn bei dessen Versuchen zu einer Rechtfertigung bzw. Selbsterkenntnis. Der wunderliche L'Hermite ist der wichtigste Debattant des nach Aussprache suchenden Lehnert, darin könnten beide in ihrem Verhältnis frühe Vorläufer und prototypische Muster für Thomas Manns spätere Zauberberg-Lehrmeister und den Eleven Hans Castorp bilden. Nebenbei: selbst ein winziges Schneekapitel ist zur Reflexion schon hier vorfindbar eingeschaltet. In der Kolonie lebt L'Hermite in seiner Klausur, die „ein merkwürdiges und sehr unordentliches Durcheinander von Schlosserwerkstatt und chemischem Laboratorium, von physikalischem Kabinett und Mineraliensammlung“ (Q 175) darstellt, was ihn in Lehnerts anfänglicher Taxierung sogleich in den Verdacht eines einst bombenbauenden Nihilisten bringt (ebd. Q 175). In ihrem

regelmäßigen Plausch bis weit nach Mitternacht bringt dann der französische Flüchtling seine abgeklärte Weltsicht ins Gespräch ein, dem ein mit „Cognac und Absynthflaschen reichlich ausgestatteter Rosenholzkasten“ (Q 176) Vorschub leistet. Der Franzose hat während der politischen Kampfzige der Pariser Kommune einen Bischof getötet und, um der Verfolgung zu entgehen, ist er dem Internierungslager aus Numea entflohen, um sich schließlich als einziger seiner Mitstreiter ins amerikanische Portland in eine neue, voraussetzungslose Freiheit retten zu können (vgl. Q 177f.).<sup>15</sup> Wie Lehnert hat auch er eine dunkle Vergangenheit zurückgelassen, vermeidet es wie dieser, sich mit ihr zu brüsten, und verlegt sich stattdessen darauf, ein individualistisches und zurückgezogenes Leben zu führen. An diesem Asyl schätzt er die ihm damit eingeräumte Rolle eines ökonomisch respektablen Projektors, wobei er nun ausdrücklich die Erfinderpersönlichkeit eines Ferdinand Lesseps höher schätzt als alle Siege der Kommune. Der Roman erinnert durch L’Hermite’s Einbindung und biographische Rückschau an einen weiteren Schauplatz des europäischen Revolutionsgeschehens 1848/49, wenn es über dessen frühe politische Anfänge heißt, dass er

[...] schon als Kind in den Galmei- und Bleierzbergwerken seines heimischen Departements beschäftigt gewesen [sei], bis er 1849, damals erst neunzehn Jahr alt, nach Paris und hier wiederum (nach nur kurzer Beschäftigung in einer Fabrik, darin Bleiröhren gezogen wurden) unter die ‚Rothen‘ ging, in deren Reihen er gleich danach die Junischlacht mitmachte. Verwundet, gefangen und eingekerkert, ließ er, als er wieder frei kam, auf eine Weile die Politik fallen und machte, mittlerweile Soldat geworden, mit Passion den Krimkrieg mit, bei welcher Gelegenheit er sich im Minenkriege vor Sebastopol derart auszeichnete, daß ihm das Kreuz der Ehrenlegion zuerkannt und vom Obersten Niel, dem späteren Marschall, in Person an die Brust geheftet wurde. Zugleich empfing er die Galons. Aber fünf Jahre später, kurz nach Solferino, den Abschied nehmend, war auch, mit der Rückkehr in die bürgerliche Gesellschaft, sofort der ‚Rothe‘ wieder da. Rasch erkannte die Parteileitung seine besonderen Meriten: ein Düffelgenie höchster Gattung, das mit Rücksicht auf Höllenmaschinen und Dynamitbomben gehegt und gepflegt werden müsse. Welchem Vertrauen er denn auch entsprach. (Q 179f.)

---

15 Biographische Nachforschungen zu dieser Figur, die auf Fontanes Kriegererlebnisse in Frankreich zurückweisen, wurden mit Blick auf französische Quellen unternommen, vgl. Martin Lowsky: „Quitt“ und die Kommunarden. Über Fontanes Vorbild für seine Figur Camille L’Hermite. In: Fontane-Blätter 50 (1990), S. 102-112, siehe bes. S. 103ff.

Zudem feilt er beständig an dem genialen „Plan einer ‚Exploitirung‘ der Ozark-Mountains auf Blei“ (Q 181) bzw. der Vorstellung, zudem Silber und Gold zu finden, um den alten Vorsteher „zum Krösus, zum Roi de Lydie dieser Gegenden“ (Q 181) zu erheben. Als alter Kämpfe verfügt er über den taxierend unbestechlichen Blick, durchschaut die Motive von Lehnerts Bedrückung und bezeichnet ihn, dies spiegelnd, kurzerhand als „Caïn le Sentimental“ (Q 183). L’Hermite selbst hat während einer ihrer nächtlichen Zusammentreffen im Mondenschein einen spukhaften Anfall von Verfolgungswahn: „Es sah wer in mein Fenster.“ (Q 185) Lehnerts rationaler Erklärungsversuch überzeugt ihn kaum und provoziert ihn zu frühsozialistischen Philippika, die in ihrer ungestümen Verve an die vormärzlich apodiktische Sprache eines Heinrich Heines anzuknüpfen scheinen und schließlich für einen Moment im Plan einer Kirchenstürmerei zu gipfeln drohen, was allein durch Lehnerts Besonnenheit vereitelt wird.

„Wer Euch ins Fenster sehen will, muß von unten her eine Leiter anlegen.“ „Oder von oben.“ Er sprach das so, daß Lehnert verstummte. [...] So verging eine Weile. Dann sagte Lehnert: „Es giebt eine Himmelsleiter, und die Engel steigen hernieder, so steht geschrieben [...] Und vielleicht auch die Engel des Gerichts.“ „Glaubt Ihr solche Dinge?“ „Nein. Aber das Ammenmärchen hat nun ‚mal Gewalt über uns, das Eiapopeia, das uns schon von der Wiege her gesungen wird. Die pfäffische Lüge verdirbt alles. Da liegt es. Statt, wie jetzt, in der großen Lüge aufgezogen zu werden, müssen wir großgezogen werden in der Idee. Bis dahin zittern wir vor dem Spuk und haben kein Mark in der Seele. [...] [W]ir wollen lieber in die Kapelle gehen; ich will da das Kreuz vom Altar nehmen und es hochhalten und den Geist anrufen, den Saint Esprit. Denn der Geist ist die Idee. Die Kapelle soll ‚mal was anderes hören, als die Geschichte von Pharaos Traum und den ewigen sieben Kühen. Obadja persönlich ist eine fette Kuh, aber seine Predigt ist eine magere. Kommt! Ich will sein Tabernakel in einen Tempel der Idee verwandeln und will bloß vor zweien sprechen. Vor Euch und dem Mond. Das ist mir genug.“ (Q 185f.)

Die Sphäre Nogat-Ehre ist nicht nur hier in L’Hermites Halluzination auffällig unwirklich; ihr Schweben zwischen dem Mystischen von Schicksalsgöttinnen<sup>16</sup> und dem Legendären im Aufeinandertreffen verschiedener Herkünfte ist überdies noch gepaart mit teils lugubren Landschafts-

---

16 Vgl. Rezension von Paul Schlenther. In: Fontane: Quitt (wie Anm. 1), Anhang, S. 327.

darstellungen. Diese Gemengelage ist schon von Vertretern der zeitgenössischen Kritik neben Skepsis auch auf Zustimmung gestoßen. Insbesondere der Rezensent Schlenther hat in diese Richtung auf retrograde Elemente von Spätromantik, Frührealismus wie auch der Biedermeierzeit verwiesen und, daneben zudem kokett auf Fontanes Vita anspielend, pointiert formuliert:

[...] jener ganze Mennonitenkreis da drüben hat, fast Meysenburgisch, etwas von Lichtgebilden, auf leichten Wölkchen schwebend. [...] Und doch dringt auch gut Menschlich-Irdisches in den zarten, feinen Mennonitenspuk hinein: denn der Dichter hat ein Stück Heimath hinübergeworfen in das Land seiner Lesestudien. Theodor Fontane ist bekanntermaßen theils Neu-Ruppiner theils Altfranzos. Und um sich etwas fester an das Transatlantische zu kitten, hat er ein Neu-Ruppin'sches Philisterpaar und einen etwas in Callot's Manier gehaltenen Franzosen dorthin verpflanzt; das aber sind Meisterstücke der Charakteristik, den Schlesiern nicht unebenbürtig.<sup>17</sup>

#### 4. Schneekoppe versus Shawnee-Hills: Poetologie und Magie der Landschaft

Die Romanstruktur ist verschiedentlich in die Kritik geraten, insbesondere die unmarkierte, inhaltlich aber entschiedene Zweiteilung des Werkes hat ebenso wie der trotz verlagsseitiger Verstümmelungen eher Längen aufweisende Amerika-Teil Anlass zu Befremden und Einwänden gegeben. So störte u. a. eine poetologisch aus dem Ruder gelaufene Regie im Roman, wozu Schlenther befand: „Der Realist giebt zum Nachtheil des Ganzen Raum dem Fabulanten.“<sup>18</sup> Der apodiktische Hinweis besagt mehr über den Stand des theoretischen Verständnisses und über das Zerwürfnis im Streit um die programmatische Ausrichtung des Poetischen Realismus, als dass es im Kern etwas über die Güte des Werkes aussagt. Dennoch haben Nachgeborene ihre Irritationen an vergleichbaren Punkten festgemacht. Ein prominentes Beispiel liefert mehr als fünfzig Jahre später eine Notiz Ernst Jüngers, die in ähnlicher Weise an Beobachtungen zum Erzählstrom anknüpft. So reflektierte Jünger 1942 im *Pariser Tagebuch* die noch frischen Eindrücke seiner Lesart:

---

17 Schlenther: Rezension (wie Anm. 16), S. 327f.

18 Ebd., S. 327.

Bei der Lektüre kam mir wieder der Gedanke, daß eine starke Erzählerkraft den Autor leicht schädigt, da in ihrem schnellen Strome das feine Geistesplankton nicht gedeiht. Der Grund liegt darin, daß das erzählende Talent ursprünglich zur rhetorischen Begabung zählt und damit der Feder nicht konform ist – es zieht sie zu schnell dahin. Freilich verrät es meist Gesundheit, doch paart es sich eben deshalb leicht mit einem Optimismus, der Menschen und Dinge zu oberflächlich schürft. Wenn aber auf einer höchsten Stufe sich Dichter- und Erzählerkraft die Waage halten, wird Unvergleichliches geschaffen, wie bei Homer. Indessen waren bei den frühen Sängern rhetorische und dichterische Kraft nicht aufgespalten, und die Fabel wurde sogleich geboren im Federkleid.<sup>19</sup>

Ob die Fabel, besonders die des längeren zweiten Teils, so perfekt und beflügelt funktionierte, bleibt fraglich und bis heute diskutiert, hatte sich Fontane doch zur Buchveröffentlichung über die eigenmächtig vorgenommenen Verkürzungen gerade im amerikanischen Teil beschwert und moniert, hier sei „kaum mehr als die Hälfte der Hälfte gegeben“.<sup>20</sup> Dennoch schlichtete er die Situation mit einer für seine einlenkende wie auch selbstspöttische Haltung typischen Wendung:

Für die große Mehrheit der Leser wird die Geschichte durch diese starken Kürzungen nur gewonnen haben und selbst der Kenner wird das von mir Geschriebne sehr wahrscheinlich zu lang und hier und da auch zu langweilig finden. Was heißt aber langweilig? Davor darf man nicht erschrecken. In diesem Punkte ist Goethe neben Wilkie Collins ein Nachwächter. Und so glaube ich denn, daß bei den starken Streichungen auch alle meine Finessen gefallen sind.<sup>21</sup>

Zu einigen der übrig gebliebenen ‚Finessen‘ von Fontanes protomoderner, d. h. handlungsreduzierter und eher kontemplativer Erzählkunst im Amerikateil gehört sicherlich eine kleine Szene, die Lehnerts Vorbereitung seiner Ankunft auf dem langem Weg nach Nogat-Ehre zeigt, als dieser träge wartend auf der Station Darlington festhängt, während dort der letzte Zug ohne Halt durch- bzw. an ihm vorüberfährt. Hier findet sich eine besonders

19 Ernst Jünger: Paris, 15. September 1942. In: ders.: Tagebücher II. Bd. 2: Strahlungen I, Stuttgart: Klett-Cotta 1979, S. 376f.

20 Fontanes Brief an Georg Friedlaender vom 2.5.1890. In: Fontane: Briefe Friedlaender (wie Anm. 2), S. 174.

21 Ebd.

nachdrückliche, poetisch dicht anmutende Passage von hoher Symbolkraft. Mit dem Mittel der Vorausdeutung gibt sie gewissermaßen einerseits eine vage Hoffnungsutopie vor und zeichnet jedoch andererseits auch die spätere, Lehnerts Leben beschließende Wende in den Bergen vor. Aus einem gleichsam schwebenden Wartezustand im Abgelegenen ergibt sich eine Situation von Einhalt, Hoffnung und Vorausdeutung zugleich:

[...] es war eine von den Einsamkeitsstationen – und Lehnert, um die Zeit notdürftig hinzubringen, sah sich gezwungen, stundenlang alte Geschäftsanzeigen und noch ältere Fahrpläne zu lesen. [...] Der letzte Zug kam um neun Uhr vierzig Minuten und war ein Expresß-Train, der, auf der Strecke von Galveston bis St. Louis nur dreimal auf längere Zeit anhaltend, an einer so kleinen Station wie Darlington mit rasender Geschwindigkeit vorübersauste. Lehnert sah diesem Zuge nach und freute sich der am letzten Wagen ausgehängten Laterne, die, wie suchend, auf die durchflogene Strecke zurückzublicken schien; plötzlich aber schwand das Licht in einem Nebelstreifen, so wenigstens kam es ihm vor, und als Lehnert es wiederzufinden trachtete, sah er plötzlich statt des *einen* Lichtes viele Lichter, wie wenn der Zug mit seinen erleuchteten Waggons eine Biegung gemacht und aus der senkrechten Linie in die waagerechte übergegangen wäre. Jeden Augenblick war er denn auch gewärtig, das helle, lichterreiche Bild, in dem er nach wie vor den Zug vermutete, zwischen den Bergen verschwinden zu sehen. Als es aber blieb, überkam ihn eine Neugier und er fragte den jetzt dienstfreien Beamten, was es sei. ‚Das ist Nogat-Ehre.‘ ‚Nogat-Ehre‘ wiederholte Lehnert und sah unausgesetzt auf das Geflimmer, das ihn friedlich wie die Sterne zu grüßen schien. (Q 146f.)

Diese beschwörende Formel „sah unausgesetzt“ findet sich mehrfach im Roman, sie markiert das Kontemplative, besser das Melancholische des grübelnden Protagonisten. Das Sinnieren dabei wird zum Sinnigen und zum Zeichen, dass alles doch noch wieder ins Lot kommen möge. Die Überblendung als angewendete Erzähltechnik wird zumeist in genau diesen Passagen erprobt: „Lehnert sah unausgesetzt in die Landschaft hinaus“ (Q 143), heißt es an einer anderen markanten Stelle und führt dort zur Überblendung von Evokationen, die die Landschaften der erinnerten Heimat und die der Neuansiedlung schicksalhaft auflädt und synästhetisch zu einem Eindruck zusammen zu zwingen vermag. Die herausgezögerte Ankunftsszene, die erste Wahrnehmung der Siedlungsstruktur wie auch der ruralen Weite Amerikas spiegeln die von Fontane dichterisch bewusst erzeugte Magie einer vorgestellten parallelen Landschaft. Es ist die optische wie auch die olfaktorische

Evokation, es ist der Duft von Raps und Mais, der wie ein heimeliger Empfang in den amerikanischen Plains anmutet, denn Lehnerts Anfahrt ging

[...] zwischen den Maisfeldern hin, deren hoher Stand den Wagen samt seinen Ponies überragte. Schließlich war man aus den Maisfeldern heraus, und gelber Raps lag vor ihnen, dessen Duft der von dem den Shawnee-Hills gegenüberliegenden Gebirge herkommende Wind ihnen zutrug. Und dazu klangen die Glöckchen, wenn die Shettländer ihre langen Mähnen schlugen, um sich der Bremsen zu erwehren. Lehnert aber sog das alles begierig ein und es war ihm, als flög er und als wären es alte Zeiten und als thäten sich Heimath und Glück noch einmal vor ihm auf. (Q 149)

Das atmosphärisch entscheidende Empfinden von faktischer Ankunft und jäh erinnerndem Wiedererkennen setzt sich in der minutiösen Beschreibung der Missionsgehöfte und insbesondere des kleingärtnerischen Charmes ihrer Vorgärten fort:

Einige hatten vor ihrer Thür eine mit Geisblatt und Pfeifenkraut umspinnene Gitterlaube, von der aus vier oder fünf Steinstufen zunächst auf den Akazienweg und dann bis zum Bach hinabführten, allen Häusern gemeinsam aber war ein von einem Staketenzaun eingefasster Vorgarten, in dem, zwischen Taxus- und Buchsbaumrabatten, einige wenige Georginen, meist aber Malven und Sonnenblumen standen, ganz als ob es Gärten aus der Nogat- und Weichselniederung wären. Lehnert ging das Herz auf beim Anblick dieser einfachen Anlagen, die den aus Deutschland mitgebrachten Gartentypus mit so viel Vorliebe weiter pflegten, und wandte sich eben, um eine große Glaskugel und ein bemaltes Bienenhaus noch einmal flüchtig zu mustern, [...]. (Q 152f.)

Die Magie erzählter Landschaft zeigt sich nicht nur durch die mit sinnlichen Anmutungen aufgeladene Eröffnungsszene, sondern sie betrifft auch die analog angelegte Situierung beider Sterbeszenen, die frühe, von Opitz im ‚Tann‘ auf der schlesischen Koppe und die spätere, von Lehnerts Ableben in der kargen Bergeinsamkeit des nahegelegenen Fort O’Briens und dessen mystisch lugubrer Gipfelwildnis. Auch die später doppelt abgehaltenen Trauerreden in Amerika und in Schlesien verklammern die reflexive Nacharbeitung des unerhörten Falls hüben wie drüben. Bereits früh wird im sechsten Kapitel unvermittelt eine Angstvision Lehnerts dieses Ende gewissermaßen antizipieren, denn über eine eskapistische häusliche Amerikalektüre ereilt Lehnert noch in Schlesien eine spukhafte Vorahnung, die später bei dessen einsamem



Tod in den amerikanischen Mountains sich exakt so einstellen wird und zur Schaurigkeit beiträgt. In einer Prolepse heißt es damals schon:

Bis gegen Abend saß er so draußen im Freien und las von Urwald und Prairie, von großen Seen und Einsamkeit. Er schwelgte darin und vergaß die Zeit, aber mit einemmal ergriff ihn doch ein Grauen. ‚Einsamkeit! Nein, nein, *nicht* Einsamkeit. Nicht einsam leben, nicht einsam sterben.‘ Und er wiederholte sich das Wort und in seiner überreizten Einbildungskraft sah er sich auf einem Bergkegel, ein Thal zu seinen Füßen und den Sternenhimmel über sich. (Q 45)

Jetzt in seiner tatsächlichen Sterbens- und Todesszene werden all diese Details abgespult, rekapituliert und nun wiedererkennbar. Lehnert stirbt einsam und verlassen wie zuvor sein Opfer Opitz, allerdings bußfertig in dem Bewusstsein einer moralischen Abrechnung mit sich selbst und seiner einstigen mörderischen Tat im Riesengebirge, er wähnt sich darum schließlich durch diesen Akt als selbst befreit, d. h. ‚quitt‘. Dies geschieht meines Erachtens mit einer wohlgewählten Anspielung auf eine gleichsam urpreußische Konstellation, nämlich die der Wendung vom gestirnten (d. i. Kant'schen) Himmelszelt über ihm, und durch einen, in der Sterbensvision Rechenschaft ablegenden Akt, als dem damit wiederhergestellten und funktionierenden Sittengesetz in ihm. Halluzinatorische Überblendungen und markierte wiedererkannte Landschaftsdetails von Heimat und Fremde begleiten diese Läuterungsszene in einer stimmigen Bergeinsamkeit; sie erlauben parallel gewonnene wie auch erinnerte Erkenntnisfähigkeit und gewähren Lehnert letzten Endes letal eine Art unheimlichen Gnadenausgleiches.

## 5. Urbane Stimmen – ‚Schwarzer Realismus‘?

Neben dieser dualen Anlage gibt es die Kommentare von außen. Hier tut sich die das Geschehen besprechende und sich dabei selbst vorführende Berliner Ferienfamilie namens Espe hervor, deren Erwägungen das Fallgeschehen auf eine Metaebene heben und spiegeln, was dem Roman eine wesentliche weitere, hier hauptstädtische Stimme der wilhelminischen Zeit hinzufügt. Der ‚Roman-Verführer‘ Rolf Vollmann urteilt hierzu ambivalent,

[...] was Fontane über das ihm unbekannte Amerika schreibt (er hätte Sealsfield lesen können, hat das aber nicht getan, er hatte nur Cooper gelesen, und das in seiner Jugend, als er auch Scott gelesen hatte), liest sich seinerseits nun

allenfalls wie eine gute Karl-May-Bearbeitung oder eine mittelmäßige Cooper-Nachahmung, wunderschön gelungen sind aber, da kannte er sich aus, seine schlesischen Sommerfrischler aus Berlin.<sup>22</sup>

Diese an Zerstreuung und letztlich an steter gesellschaftlicher Anerkennung interessierten Espes hängen während ihres Urlaubsvergnügens am Ort jedem Gerücht nach und sind demzufolge brennend an Lehnerts Fall, seiner Flucht, Verfolgung und seinem Umkommen interessiert. Die Treffsicherheit, mit der Fontane ihr Auftauchen im Roman an mehreren Stellen als strukturierendes Moment und gleichsam als Metakomentierung der Kriminalgeschichte nutzt, hat auch der Fontane-Kenner Hans Blumenberg in einer seiner Glossen scharfsinnig so formuliert: „Im Juni 1885 ist Fontane in Krummhübel [...] Er bekommt seine ‚Rezeptionsästhetik‘ vom Nebentisch geliefert.“<sup>23</sup> Die Berliner Espes sind symptomatisch, was auch immer sie schwatzen und schwadronieren, sie entlarven sich stets selbst damit. Dabei haben sie eine offensichtliche Vorliebe für Sensationen und Ferienflirts. Angeber im Ferienkleid und lässig sich tummelnde Stutzer imponieren ihnen, wenn diese denn nur auf ihrer Visitenkarte mit einer standesgemäßen Adresse winken und, ganz zackig-preußisch, mit einer reputablen Regimentszugehörigkeit protzen. Stets sind sie auf die eigene Aufmerksamkeit fixiert und auf den Austausch von Eitelkeiten oder auf eine Gelegenheit zu günstiger Brautschau und Geldheirat aus. Die nur allzu geneigte Teilnahme an lokaler Klatsch- und Mordgeschichte überspielt und steigert nur das eigene machtaffizierte Selbstbewusstsein, sich jedweder Suprematie und Obrigkeit zugehörig zu wissen bzw. anheischig zu machen. Das ist eine Konstellation, die Fontane später ausführlicher in seinem Roman *Frau Jenny Treibel* (1892/93) aufzeigen wird.<sup>24</sup> Die Neigung der Espes zur Veräußerlichung und ihr Hang zur Kolportage, hier nun mit dem Fallschicksal Lehnerts beschäftigt, spiegeln ihre stets verwertende Einstellung; was bei ihnen zählt, ist allein die Sensation und dabei eben die womöglich einen Aufstieg verheißende, hier exemplarisch preußisch gewendete Renommiersucht, kurz: das bei allem

22 Rolf Vollmann: Die wunderbaren Falschmünzer. Ein Roman-Verführer 1800-1930, Frankfurt a. M.: Eichborn 1997, S. 623.

23 Hans Blumenberg: „Fontanes Brunnen der Resignation“. Vor allem Fontane. Glossen zu einem Klassiker, Frankfurt a. M.: Insel 2002, S. 152.

24 Vgl. Sigrid Thielking: „Nur wer im Wohlstand lebt, lebt angenehm!“ Ruhrpoesie und Renommage in Th. Fontanes „Frau Jenny Treibel“. In: literatur für leser 20 (1997), H. 3, S. 133-142.

Zerstreuungsbedürfnis obsiegende Sich-Strecken nach Gesellschaftsrank und Titeln. Damit repräsentieren sie jene nichtegalitäre Haltung der sich längst von demokratischer Partizipation verabschiedet habenden Besitzbürger, von der Fontane seinem schlesischen Brieffreund unumwunden schrieb, „[i]m Ganzen aber darf man sagen, es giebt in Preußen nur 6 Idole und das Haupt-Idol, der Vitzliputzli des preußischen Cultus, ist der Leutnant, der Reserve-Offizier“.<sup>25</sup> Wie sehr Fontane mit seiner Romancoda, welche die Espes als Sprachrohr vorführt, ins Schwarze traf, das zeigten auch die fast einhelligen Reaktionen der zeitgenössischen Kritik, worin als geradezu abwegig moniert wurde, dass der Romanschluss ausgerechnet diesen Espes das letzte Wort überließ.<sup>26</sup> Unter den kritischen Stimmen war es vor allem Heyses, der den deutlichen Anwurf wagte:

Du warst uns eine Antwort auf eine sittliche Frage im höheren Sinne schuldig, die wir alle unterschrieben hätten. Daran ändert Espes Epilog erst recht nichts, da sein Philisterjudizium ja gerade die Moral der *prosaischen* Gerechtigkeit betont, während wir vom Dichter ein Verdikt nach dem Kodex der *poetischen* Gerechtigkeit verlangen.<sup>27</sup>

Dieser Vorwurf sagt mehr über die konfrontative Debattenlage zu einer programmatischen Ausrichtung des Poetischen Realismus aus, als dass er denn wirklich zur Kritik am Roman getaugt hätte. Das ihm eigene Verklärungsgelot des Realismus scheint hier bereits an seine Grenzen gelangt.

## 6. Lonely hero lost? – Auswanderung nach Amerika als Erfahrung der Forty-Eighters

Fontane war seit seinen journalistischen Anfängen mit der Herausforderung einer Auswanderung nach Amerika vertraut, er schien sie selbst gelegentlich erwogen zu haben.<sup>28</sup> Eine Reihe ihm bekannter und sein Leben in der frühen Revolutionsphase begleitender Persönlichkeiten gingen diesen Weg, nur wenige offenbar wirklich erfolgreich. Vergleichbar reale Beispiele einer

25 Fontanes Brief an Georg Friedlaender vom 3.10.1893. In: Fontane: Briefe Friedlaender (wie Anm. 2), S. 319.

26 Vgl. Quitt. Anhang (wie Anm. 1). S. 325f. und S. 335f.

27 Ebd., S. 325f.

28 Ebd., S. 302f.

Auswanderung nach Nordamerika, dem problembeladenen Protagonisten Lehnert Menz aus *Quitt* nicht ganz unähnlich, waren auch in Fontanes frühem Bekanntenkreis der Revolutionszeit vorgekommen, darunter etwa der Arzt, Dichter und Übersetzer Julius Minding (1808-1850), der wegen eines drohenden Bankrotts nach New York floh und dort später Suizid beging.<sup>29</sup> Mit Auswandererplänen befasst und vertraut zeigte sich für Fontane zudem der mit ihm befreundete Hermann Kriege (1820-1850), über den er schrieb, dass dieser nach Ableistung des ihm wegen seiner nichtkonformen freiheitlichen Gesinnung sauer gewordenen Militärdienstes in Westfalen „den Staub von den Füßen schüttelte und nach Amerika ging“, wo er, wie Fontane seine Erinnerungen beschließt, analog zu Lehnerts Schicksal, „auch drüben kein vom Glück Begünstigter [...], vom Fieber befallen, bald aus dieser Zeitlichkeit geschieden“<sup>30</sup> sei. Ein weiterer Kombattant, der nach der 1848er Revolution in ähnlicher Weise nach Westen aufbrach, war Georg Günther (1808-1872), ein Schwager Robert Blums, der in Amerika als Arzt und Homöopath wirkte und von dem Fontane sich erinnernd sagte, es ginge „ihm äußerlich gut, aber die Sehnsucht blieb“.<sup>31</sup> Sehnsucht und Melancholie sind Anwandlungen, die auch Lehnert nicht fremd sind. Günther kehrte im Jahr der Reichsgründung, 1871, zurück nach Deutschland, wo er im Jahr darauf verstarb. Über jenen berühmten Freiheitskämpfer Robert Blum (1807-1848) erfuhr Fontane durch ein Bändchen, welches ihm von dem 1849 nach New York geflohenen Juristen und Geschäftsmann Hugo Wesendonck (1817-1900), dessen Habitus und Ausstrahlung Fontane imponierte, aus New York zugetragen wurde. Er zitierte in seinem biographischen Abriss Wesendoncks Urteil über Blum:

Er war überall geachtet und ich möchte hinzufügen gefürchtet; die Frauen aber verehrten ihn trotz seiner Häßlichkeit. Als geborener Amerikaner hätte er es weit bringen können. *Aus solchem Stoff macht man Präsidenten.* Lincoln war häßlicher und Cleveland ist nicht viel hübscher. Wäre das Unmögliche damals in Deutschland möglich gewesen, es hätte sich nur um Blum oder Gagern handeln können.<sup>32</sup>

---

29 Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig (wie Anm. 6), Bd. 3, S. 932.

30 Ebd., S. 91.

31 Ebd., S. 94.

32 Ebd., S. 94f., Anm. (Hervorhebung im Orig.).

Des Weiteren unterhielten die Fontanes auch Kontakt mit dem Politiker und Journalisten Julius Faucher (1820-1878) und besuchten dessen Familie im ländlichen Umland Londons in Denmark Hill. Die Frau des Hauses, Caroline Sophie, befand Fontane zu sehr als „grande dame“, was Gerüchten nach „damit zusammenhing, daß ihr in der achtundvierziger Zeit eingeredet worden war“, wie Fontane pointierte, „sie würde als Frau Präsidentin des Reichs durchs Brandenburger Thor ihren Einzug halten“.<sup>33</sup> Faucher war es auch, der Fontane eines Tages einen Zeitungsausschnitt zuschickte, der angeblich einen New Yorker Ahnen namens August als des Schriftstellers Onkel auszumachen glaubte, demzufolge dieser bei einem Dampfschiffunglück auf dem Mississippi umgekommen sei, was sich jedoch als unzutreffend erwies.<sup>34</sup>

## 7. „Freiheit konnte sein, Leberthran mußte sein.“<sup>35</sup> Fontane und 1848

„Gesicherte Rückzugslinie ist mein Lebensideal“<sup>36</sup>, gestand Fontane im Brief vom 6. Mai 1886 während der Arbeit am Roman dem befreundeten Georg Friedlaender (1843-1914). Fontane hatte nach anfänglicher Affizierung und Sympathie mit den 1848er März-Revolutionären, als er neben seiner Berufsarbeit als Jungapotheker, wie Blumenberg pointiert, „im Berlin von 1848 halbtags für die Freiheit kämpfte“<sup>37</sup>, im Laufe der nachfolgenden Jahrzehnte eine eher zwiespältige Sicht auf die Schlüsselereignisse entwickelt. So sah er sich nach Eintritt in eine Beschäftigung bei der erkonservativen *Kreuzzeitung* als einen „Journalist[en] mit Korpsgeist“<sup>38</sup> und entwickelte sich zum Vertreter eines altpreußisch orientierten politischen Konservativismus. Der spätere Bundespräsident Theodor Heuss hat noch im Gedenkjahr 1948 die sich selbstbescheidene Stimmung des Nachmärzes und den populären Geschmack einer in ihr waltenden intellektuellen Anspruchslosigkeit getroffen, als er pointiert formulierte:

---

33 Ebd., S. 53.

34 Ebd., S. 366.

35 Ebd., S. 392.

36 Fontanes Brief an Georg Friedlaender vom 6.5.1886. In: Fontane: Briefe Friedlaender (wie Anm. 2), S. 52.

37 Blumenberg: Vor allem Fontane (wie Anm. 23), S. 111.

38 Hubertus Fischer: Theodor Fontane, der ‚Tunnel‘, die Revolution, Berlin: Stapp 2009, S. 320.

Literaturgeschichtlich war es so: die Romantik war vorbei, das ‚Junge Deutschland‘ verebte, und die Nation geriet nach deren Ansprüchen in eine gewisse Katerstimmung. Da war solche, nicht gerade schwere, aber geschickt gemischte Kost willkommen und bekömmlich.<sup>39</sup>

Während der dumpfen und restaurativen Jahrzehnte nach 1850 verhielt Fontane sich als Publizist und Reiseschriftsteller eher zurückhaltend, teils vermittelnd, aber auch teils antiliberal. Vor allem aber schätzte er die Geschehnisse um die März-Revolution im weiteren Verlauf wohl eher als fragwürdig ein, deutete sie in dieser späteren Sicht im Gegensatz zum einstigen Anfangsenthusiasmus seiner Freunde aus dem „Herwegh-Club“ schließlich zunehmend als die Erosion des Gedankens eines besseren Altpreußens, und seine vaterländischen Gedichte wurden inzwischen von der Reaktion für deren Zwecke benutzt. Insgesamt entstand daraus eine zwiespältige Situation, gehörte er „doch diesen Leuten zu und trotz ihrer enormen Fehler bleiben märkische Junker und Landpastoren meine Ideale, meine stille Liebe. Aber wie wenig geschieht, um diese wundervollen Elemente geistig verstandesmäßig zu vertreten.“<sup>40</sup> Auch der schwankende Pastor Siebenhaar im ersten Teil von *Quitt*, der mit seiner Predigt nicht nur Gewünschtes stiftet, sondern Konflikte auslöst, hat etwas von dieser zwiespältigen Haltung. Die Forschung hat Fontanes folglich eher vertrackte Gemengelage zusammengefasst und dezidiert charakterisiert:

Zwischen dem Republikanismus des Achtundvierzigers und dem prononcierten Konservatismus des Kandidaten der ‚Konfliktzeit‘ liegen politische Welten, die freilich auch andere Achtundvierziger durchschritten haben. Das knappe Jahrzehnt im Dienste des preußischen Reaktionsministeriums kommt nach Auftrag und Tätigkeit einem Dementi der Revolutionspublizistik gleich. Das volle ‚Kreuzzeitungs‘-Jahrzehnt steht hingegen auch aus Überzeugungsgründen im Zeichen des Widerspruchs zum liberalen Zeitgeist der Epoche. Presseagent unter Manteuffel und Redakteur der ‚Kreuzzeitung‘ sind übrigens

39 Theodor Heuss: „Der ‚Hack‘“. Schattenbeschwörung. Randfiguren der Geschichte. Eingel. u. hrsg. von Friedemann Schmall, Tübingen: Klöpfer & Meyer 2009, S. 208f. Heuss bezieht sich konkret auf den Vielschreiber Hackländer.

40 Brief Fontanes an Emilie Fontane vom 10.6.1884. In: Otto Drude/Manfred Helge/Helmuth Nürnberger (Hrsg.): Fontane. Briefe. Bd. 3: 1879-1889, München: Nymphenburger 1980, hier Nr. 573, S. 599.

unter politischem Aspekt zwei völlig verschiedene Dinge, denn über die gesamte Manteuffel-Ära steht die ‚Kreuzzeitung‘ in einem teils offenen, teils verdeckten Krieg mit den Leitern jener ‚Centralstelle für Preßangelegenheiten‘, von denen Fontane seine Direktiven empfängt.<sup>41</sup>

Fontane begann während des langen Nachmärzes das tatkräftige Altpreußen zunehmend zu erinnern, zu schützen und zu (über)schätzen, ja zuweilen eben auch zu verklären als ein Gebilde, „das im Wechsel seiner Geschichte durch eben jene Größe, Opferbereitschaft, Begeisterung und Tatkraft ausgezeichnet war, die er in seiner Gegenwart je länger, je mehr vermißte.“<sup>42</sup> In der poetologischen Umsetzung verleiht er mit seinem protomodern handlungsarmen, eher diskursiven Spätwerk *Der Stechlin* (1898/99) gerade diesem Preußen einen wehmütig leisen und dennoch beinahe progressiven Zug in allem Konservativismus. In *Quitt* hingegen macht gerade der mennonitische Missionslehrer Hornbostel keinen Hehl aus seiner Meinung über das vergleichsweise ungleiche Verhältnis von Preußen zu Amerika – und wirkt damit wie ein schonungsloses Reflexionsmedium und Alter Ego des Romanautors. Auch der weise Mennonit schrieb Preußens wenig demokratischem Vorbild einen überzeitlich, wiederum nun fast lugubren Zug zu, in dessen scharfem Urteil der Duktus eines markigen Adelstones ebenso wie auch das Monitum gegenüber der Untertanengesinnung mitschwingen mochte, was selbststilisierend womöglich auch für Fontanes Amerikalob des Romans in Anschlag genommen werden könnte:

Ueber allen deutschen und namentlich über allen preußischen Büchern, auch wenn sie sich von aller Politik fern halten, weht ein königlich preußischer Geist, eine königlich preußische privilegierte Luft; etwas Mittelalterliches spukt auch in den besten und freiesten noch, und von der Gleichheit der Menschen oder auch nur von der Erziehung der Menschen zum Freiheitsideal statt zum Unterthan und Soldaten ist wenig die Rede. Darin ist die schweizerische Literatur, weil sie die Republik hat, der deutschen überlegen, und alle Deutsche, die, wie wir, das Glück haben, Amerikaner zu sein, haben Grund, sich dieses republikanischen Zuges zu freuen. (Q 216)

---

41 Fischer: Theodor Fontane (wie Anm. 38), S. 327.

42 Ebd., S. 288.